

# Die Zentrale Welt

Nr. 50

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

## Das Gießereiglück.

Erzählung von Ernst Hiltlirch.

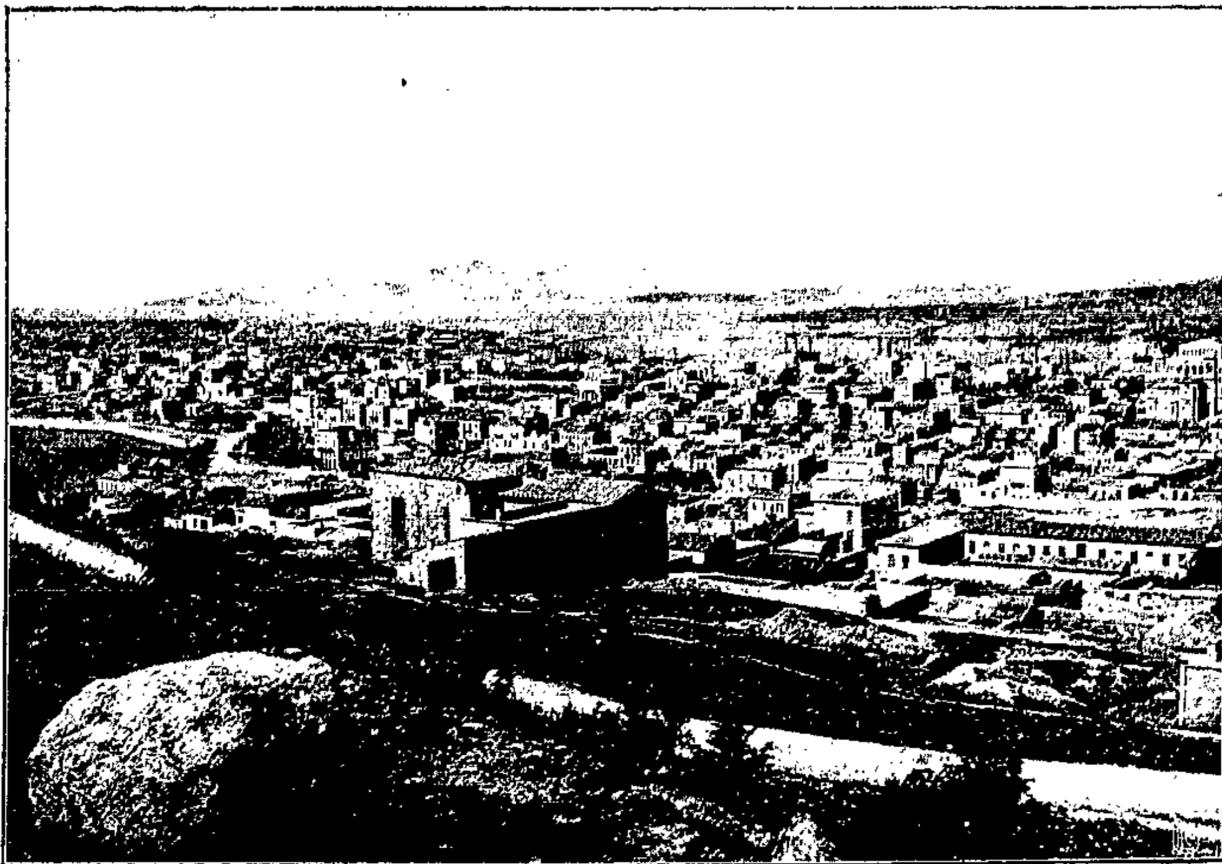
Es war Winter. Seit ein paar Tagen schneite es ohne Unterlaß. Im Fabrikhof, der rings von Gebäuden umschlossen war, häufte sich der Schnee fußhoch an, während der Sturm Lawinen von den Dächern blies und der Qualm der Gießerei wie ein gespenstischer Schwaden aus einer Ecke in die andere stob.

In den Werkstätten wurde Tag und Nacht gearbeitet. Jeden Morgen kamen aus der Gießerei die bannlangen, noch rauchenden Walzenkolosse und wurden von zehn, zwanzig leuchtenden Arbeitern nach der Hofwage und nach der Dreherei gezogen. Mit gebeugten Rücken schienen sie ein Ungetüm durch den Schnee zu schleppen, das einem erschlagenen, von Blut dampfenden Lindwurm glich. Wie sich da die Muskeln streckten, die Weine gegen den Fußboden stemmten und wie aus einem Munde ein kurzes „holla hopp“ erklang, indes der Gießereimeister mit einem Schürbaum nachhelfend in die Kleinen, breiten Räder des Eisenkarrens fuhr, das hatte etwas Ergreifendes. Nur einer betrachtete den Vorgang mit dümmem Lächeln, der behäbige Portier, der breitbeinig unter dem Torweg stand und die Fäuste in den Hosentaschen vergrub. — Als ich heute die Gießerei betrat, sah ich um die beiden Kupolöfen herum einen Haufen Arbeiter stehen. Aus der anstoßenden Trockenkammer wurde eine mannhohle Kranpfanne herausgezogen, eine kleinere befand sich bereits in der Nähe der Defen, in die ein Schmelzer mit einer qualmenden Handlampe leuchtete, um die mit Graphit überstrichene Lehmenschicht nachzusehen. Ueber einem Kof, auf dem Kof- und Holzkohlenstücke glühten, wurden noch Walzenschalen erwärmt, indessen sämtliche Formerlehrlinge die Sandgießstellen aus schmieren, die an der Wand aufgestellt waren

Die Eisenschalen für eine besonders große Walze hatte der Kran bereits zusammengesetzt. Es war für derartige Walzengüsse eine tiefe, ausgemauerte Grube vorhanden, in die mit Leitern bequem hinabgestiegen werden konnte. Der Gießereingenieur und der Meister standen davor und plauderten in aller Ruhe. „Ich befürchte nichts,“ hörte ich den Ingenieur sagen. „Wenn wir mit beiden Pfannen gießen. Mit einem Sumpf ist's eine verteuflte Sache.“

sammengesunken, kanten an ihrem Vesperimbiss und schluckten aus den Steinkrügen ein dünnes Bier in kurzen, hastigen Zügen.

Aus den Kupolöfen flog ein dichter Funkenregen. Das Gebläse sauchte während in den Kofen und in die Hobelspane, mit denen der Untergrund zuerst gefüllt wird. Wie das Schnurren verliebter Stagen klingt dieses Knablen, bevor die Ausflußöffnung mit Lehm geschlossen wird und die eigentliche Beschüttung der Defen beginnt. Ein dumpfes Brausen und Poltern verkündet dann den ergrimmten Kampf von Feuer und Eisen, bis der Gießereimeister ein Glockenzeichen gibt, der Ausfluß wieder geöffnet wird und das weiße Eisen zischend und sprühend in die bereitstehenden Pfannen fließt. — Die meisten Former standen noch müßig umher und plauderten oder rauchten, wobei sie die erstarrten Hände an den Koflöfen wärmten. Doch bald erschien der Fabrikbesitzer mit dem Ingenieur, um sich von dem Fortgang der Arbeiten zu überzeugen. Er trat an die große Kranpfanne, die bereits dreiviertel mit geschmolzenem Eisen gefüllt war. Auf der Oberfläche glühten Holzlohlen, damit



Piräus und der Saronische Golf.

Er stopfte seine kurze Pfeife und schlenderte dann, die Hände in den Rocktaschen, gemächlich nach der Fahrbahn, wo die zerfallenen Roh-eisenbarren auf niedrige Karren geladen und mit einer Kettenrolle auf den Schmelzboden gezogen wurden.

Kurz nach zwei fing das Gebläse an zu rumoren, während es sonst erst um vier Uhr in Tätigkeit gesetzt wurde. Der Sturm trieb den Schnee noch immer in großen Flocken.

In der Gießerei war es still geworden. Auf den Formkästen und Eisenschalen hockten die ermüdeten Arbeiter breitbeinig und zu-

das Erz nicht vorzeitig matt wurde. Dann stellte sich der Fabrikherr auf die Fußspitzen, legte die Hand über die Augen und schaute in die gelblich brodelnde Glut.

Der kleine Mann sprach seine Befriedigung aus, trat von den Pfannen zurück und rief den Gießereimeister zu sich. Nach etwa zehn Minuten ertönte ein schrilles Glockenzeichen und die gebieterische Stimme des Ingenieurs drang scharf an mein Ohr. Ein Hasten und Laufen entstand, die Ketten der Drehkräne rasselten über die Laufräder . . . die Zeit zum Gießen war gekommen.

Die riesigen Haken der Kranletten senkten sich langsam, bis sie die Wägel der Pfannen erfaßten, die so weit hochgewunden wurden, daß sie nach der Einguhöffnung der Walze gezogen werden konnten.

„Halt!“ schrie der Fabrikbesitzer. „Wiegt zuerst eine kleine Walze.“

Er wollte vorsichtig sein und den Fluß des Eisens beobachten. Der Guß ging leicht vorstatten. Er lächelte wohlgenut und befahl dem Meister: „Gib den Leuten zu trinken, doch rasch, wir haben keine Minute zu verlieren!“

Es lag ihm daran, die Energie der Formier anzuspinnen, denn die Hitze, der Rauch und Staub in der Nähe der Schmelzöfen wurden unerträglich.

Ein paar Lehrlinge schleppten mit Flaschen gefüllte Körbe herbei und setzten sie vor dem Fabrikherrn nieder.

„Heran, Leute, und trinkt“, rief er. „Jeder eine Flasche, von den Lehrlingen jeder eine halbe.“

Im Handumdrehen waren die Flaschen verteilt, mit langen Zügen wurden sie bis auf den Schaumrest geleert. Nur unter den Lehrlingen entstand ein Gezänk. Sie stießen sich und rissen einander die Flaschen vom Munde, bis der Meister zornig zwischen sie fuhr.

Von neuem kommandierte der Ingenieur: „Achtung, an die Kräne . . . an die Pfannen!“

Langsam wurden die Pfannen nach der Einguhöffnung der großen Walze bewegt und von vier Leuten die Holzkohle und Schlacke abgezogen. Wie zwei grauenvolle, gefräßige Augen leuchtete das brodelnde Eisen aus den schwarzen Behältern, bis sich diese nach der Einguhöffnung senkten und überflossen.

Bischend und gurgelnd ergossen sich die beiden glutgelben Ströme in die Form. Eine ungeheure Dunstwolke stieg auf und hüllte den mit fieberhafter Anstrengung arbeitenden Menschenknäuel in einen rötlichen Nebel, in dem alles zu einer unförmlichen Masse verschwamm.

Schier betäubt von dem aufregenden Schauspiel lehnte ich in einer Ecke der Meisterstube, da . . . war es mir, als ob der gurgelnde Ton plötzlich aufhörte. Gleichzeitig entstand ein dumpfes Geräusch, dann folgte eine Explosion, von der der Boden erzitterte. Ich fuhr erschrocken auf und stürzte vorwärts. Im nächsten Augenblick sah ich aus der Erde gleich einem Vulkanausbruch eine glutrote Säule, von einem Funkenregen begleitet, hervorbrechen, die mit einem donnerartigen Knall bis zum Dache auffuhr, prasselnd das Sparrentwerk durchschlug und das Gebälk in Flammen setzte.

Und ein wahnsinniger Schrei, ein grausiges Brüllen drang aus den Kehlen der Arbeiter, die verzweifelnde Versuche machten, sich zu retten. Doch nur umso furchtbarer wurde das Chaos. Ich gewahrte, wie die Kranpfannen schwankten, umstürzten und sich brausend entleerten, ein Flammenmeer bildend, das Menschen und Geräte verschlang.

Ich lief durch die Kernmacherei auf den Hof. Der ganze Dachstuhl stand bereits in Flammen. Aus den Werkstätten strömten Scharen von Arbeitern herbei und füllten den Hof, bleich und starr, schreiend und kopflos.

Erst als der Fabrikbesitzer ihnen zuschrie: „Rettet eure Kameraden, laßt brennen, was brennt!“ wich das Entsetzen von ihnen.

Im Nu waren zwanzig Fäuste mit schweren Hämmern bewaffnet, die in das große Gießereitor Dreische schlugen, und ebenso viel Fäuste hoben die Türen aus den Angeln, um einen breiten Eingang zu erhalten. Dann entstand ein Gedränge, alle zugleich wollten bei dem Rettungswerk beteiligt sein. Ich wurde mit hertgerissen und mitten in die Gießerei gestochen. Der dampfenden Erde entströmte ein glühender Brodem. Ich hatte Mühe, die Augen aufzubehalten, so biß der zusammengeballte gelbe

Qualm, der keinen Ausgang fand, in die Augen, und ein verpesteter Geruch, den ich mir zuerst nicht erklären konnte, raubte mir fast die Sinne. Aber dann wußte ich, woher er kam, es war der Geruch von schmorendem und verkohltem Fleisch. Ich stolperte über einen Menschen und beugte mich zu ihm nieder. Der klaffende Mund, das gebrochene Auge und der blutige Hinterkopf, von dem die Haare abgesenkt waren, ließen mich laut aufschreien. Ich besühlte und schüttelte ihn, da entdeckte ich, daß auch die Brust verbrannt war und daß das glühende Eisen sich in den Körper eingegraben hatte bis auf die Knochen.

Ein graubärtiger Alter, der mit den Händen in der Luft umhertastete, stieß an mich an. Schreckliche Laute drangen aus seiner Kehle: „Meine Augen, meine Augen . . .“

Ich hielt ihn am Arm fest und wollte ihn ins Freie führen. Doch er gebärdete sich wie ein Wahnsinniger. Mit markerschütternder Stimme schrie er nach seinen Augen, er konnte die Nacht nicht fassen, die ihn plötzlich umgab, und winselte und heulte, daß man ihn totschlagen solle.

Eine Stimme vernahm ich neben mir, so voller Schmerz, so fassungslos: „Vater . . . Vater!“

Der Alte griff schluchzend nach dem Kopfe, und seine zitternden Knie brachen fast zusammen. Dann breitete er die Arme aus und drückte einen Knaben an sich, ein blondes, liebes Kind, das mir immer unter den Lehrlingen der Fabrik durch seine feinen Züge aufgefallen war.

Der Alte hielt den Jungen von sich. „Siehst Du denn die ausgebrannten Augen . . . Blind bin ich . . . nichts erkenne ich mehr . . . oh du grundgütiger Gott!“

„Vater . . . Vater!“ rief der Junge wieder und seine Stimme wurde von Tränen erstickt.

Des Grauenvollen, dessen ich ansichtig wurde, war kein Ende. Da schrie einer mit halbverbrannten Beinen jämmerlich nach einem Trunk und ein anderer war vor Schmerzen in ein Wasserfaß gesprungen.

Auf dem Hofe und in den Magazinen regten sich zahlreiche Hände, um die Verwundeten und Toten zu bergen. Weiber und Kinder drängten mit verstörten Gesichtern zum Tore herein. Unaussprechlich vernahm man vom Sturzturm im Orte das Stürmen der Glocken.

Das Schneetreiben hatte nachgelassen. Eine kalte, klare Winternacht zog herauf, die den Löscharbeiten günstig war.

Ich fühlte mit Beschämung, daß ich zu dem Rettungswerk noch nichts beigetragen hatte, wo jeder den Unglücklichen zu Hilfe eilte. Als der alte Verlein, ein weißbärtiger Schlosser, an mir vorüberging, der einen Feldzug als Heilgehülfe mitgemacht hatte und verunglückten Arbeitern den ersten Notverband anlegte, hielt ich ihn am Armel fest. Er trug eine emaillierte Blechschüssel, eine Flasche mit Wundspiritus und Verbandzeug unter dem Arm.

„Kann ich Ihnen nicht helfen? Er schaute mich groß an, dann lächelte er ein wenig und brummte in seinen langen Bart: „Gut, kommen Sie! . . .“

## Unter griechischer Sonne.

Von Ludwig Essien.

(Schluß)

Den Bahnhof in Patras muß man sich als einen großen Schuppen vorstellen, der in irgendeinem verlorenen Winkel ein Schalterkammerchen für die Billetausgabe enthält. Außen und innen ist der riesenraum mit gelben Fahrplänen überklebt, die in griechischen Lettern Kunde über Ankunft und Abfahrt der Züge geben. Von Bahnsteigen ist in diesem Raume beim besten Willen nichts zu entdecken. Man tut daher gut, sich dorthin zu verfügen, wo sich

die meisten mit Reisegepäck beladenen Menschen angeammelt haben. Und das ist auf der offenen Straße. Da laufen denn auch ein paar Schienen. Sie liegen ohne jegliche Absperrung da, so daß sie der mit den Landesverhältnissen nicht Vertraute für die Schienen irgendeiner lokalen elektrischen Bahn halten muß. Doch er wird bald eines anderen belehrt. Eine Erregung geht durch die harrende Menge. Ein Luten und Schreien beginnt. Und während man sich noch über die Ursachen dieser Bewegung klar zu werden sucht —, poltert der Zug auch schon lustig heran und bleibt gerade vor uns, mitten auf der Straße, stehen.

Alles aussteigen! Eine neue Lokomotive wird vorgespannt. Dann werden die Wagen gestülmt. Trotz der auf beiden Seiten heruntergelassenen Fenster steigt einem ein dicker Dunst von Knoblauch, Mastika und Hammeltalg entgegen. Zuerst benimmt es schier den Atem. Dann aber gewöhnt man sich an dieses Parsüm der dritten Eisenbahnwagenklasse in Griechenland, das während der Fahrt, wenn der Zugwind durch den Waggon streicht, ein wenig von der Kräftigkeit seines Aromas verliert.

Und wir fahren! Fahren durch eine wunderbare Landschaft mit einer Schnelligkeit, die einer ehrbaren Postkutsche zur Schande erreichen würde. Aber es geht doch immerhin vorwärts!

Das Stupet ist gedrängt voll. Jeder ist mit sich selbst und einem halben Dutzend Nachbarn beschäftigt. Wer nicht kaut, der raucht, und wer nicht trinkt, der schwatzt. Kleine Windmühle kann sich so schnell drehen, wie sich diese Lippen bewegen. Die Worte sprudeln ihnen zwischen den Zähnen hervor. Und das wichtige Pathos des alten Homer wird zur Karikatur gegenüber diesem modernen Griechendion. Freundschaft und zuvorkommend sind sie auch dem Fremdling gegenüber. Ein paar italienische Sprachbrocken machen den Dolmetsch. Doch die erste Neugier ist rasch befriedigt und die eigenen Interessen, die sie miteinander verbinden, treten wieder in den Vordergrund.

Immer hart an der Kräfte des Volkes von Corinth läßt der Zug. Tiefblau leuchtet sein Wasser da. Ein satter Sonnenglanz damit auf seinem Spiegel. Backiges Bergland umrandet in wunderlichen Linien seine Ufer. Grau, kahl, somberbraunt stehen die Felsen. Zeltfame Lichter glühen auf ihren nackten Leibern. Ihre Füße sind umhüllt von dunkelgrünem Myrtengestrüpp. Ihre Schultern tragen milchfarbenedes Gewölk. Hier und da durchhoben Gletscher und Schneefelder einem besonders hohen Felsriesen das Haupt. Eine prächtige Widnis liegt das Land. Ausgetrocknete Flußbette ziehen sich wie breite Narben durch weite Felder voll blühender Meandergewächse. Myrtenhecken, mit tausend und abertausend gelblichweißen Blüten übersät, umgrenzen die Weingärten. Auf grauem Gestein haben sich staubgrüne Agaven ausgefät. Wilde Feigenbäume mit breitfingerigen Blättern schatten inmitten weißlicher Steingeröllfelder. Zypressen halten in langen Reihen dunkelgrün am Ufer Wacht. Und auf dem blauen, goldüberflirten Spiegel der Bucht gleiten Barken mit bunten Segeln, und in den versteckten Felsenswinkeln des Straandes träumen weiße Häuser, Dörfer und Städte. . . .

Durch Achaja und Korinthisches Land dampft der Zug. Jenseits der Bucht grünen Metolien, Phokis und Böotien. Auf jeder Station gibt es gemächlichen Aufenthalt. Die Schönheit des landschaftlichen Bildes bleibt überall die gleiche. So kommen und gehen: Rhion, Sagios, Basilios, Pathopyrgos, Kamarais, Megion, Lemene, Rizomylo, Diakophio, Trapeza, Platana, Akrata.

Jenseits der Bucht, deren Ufer im Nebel der Ferne verschwinden, reckt sich ein Bergriebe

gigantisch über alle seine Nachbarn empor. Weiß schimmert sein langgezogener Rücken im grellen Lichte der Mittagssonne. Grauviolette Lichter spielen auf seinen Hängen. Breit, massig türmt er sich empor, ragend über allem Land. Ein König unter den Felsgiganten seiner Nachbarschaft steht er da: der *Barnaß*; an seinem Fuß war Delphi, das uralte hellenische Nationalheiligtum gelegen, dessen Ruinen heute noch besucht werden.

Der Blick auf den *Barnaß* bleibt. Bei *Xyloastron* gleitet der Zug in die Ebene von *Korinth*. In einen blauviolettten Dunst gehüllt steigen im Norden die Höhen des *Pelikongebirges* auf. Im Südosten hingegen hebt sich aus dem Horizont immer deutlicher der charakteristische *Kege*l von *Akrokorinth*. Nach einigen kleineren Stationen kommt *Sikyon*, der Hauptsitz der altgriechischen Erzgießerei und Malerei. Flach liegt jetzt das Land. *Korinthensfeld* reicht sich an *Korinthensfeld*. *Kolkoni*, *Brachali*, *Periakoli* gleiten vorüber. Eine größere Häuseransammlung taucht am Ende des Golfes auf. Das ist *Korinth*, in dessen Bahnhof jetzt der Zug langsam einfährt.

Etwas Eintönigeres als *Korinth* kann man sich kaum denken. In den breiten, weißbestäubten Straßen glüht die Sonne. Fast fensterlos stehen die schmutzigeweißen, nachlässig gebauten Häuser mit den gelbbraunen Dächern. Aus den schwarzen Türen gähnt die Schläfrigkeit. Mit einer dicken Staubkruste überdeckt steht ganz selten ein Strauch oder ein Baum. Und eine Gasse gleicht der anderen. So geht es bis zum Weichbilde der Stadt und über dasselbe hinaus durch Weingärten und Delbaumpflanzungen auf den Weg hin, der nach *Akrokorinth* führt.

Wenn der Bahndamm überschritten ist, liegt die Stadt hinter uns. Leicht gewelltes Hügel land breitet sich vor uns. Ganz hinten, über Hügel und Gänge hinfort, türmt sich der *Kege*l von *Akrokorinth*. Zum Golf hin flacht sich das Gelände ab. Seine Wasser glänzen jetzt in einem stumpfen Grüngrau herüber. Das Laub der Weinsfelder leuchtet dunkelgrün. Myrtenhecken säumen den Weg. Ein Eskorteur gibt uns über die Entfernung Auskunft.

Steintrümmer, Ruinenfelder begleiten die Straße. Ein altes Theater taucht zur Linken auf. Ein paar behauene Felsblöcke vom Bate der *Aphrodite* liegen rechts, dort, wo der Pfad nach *Lechaon*, dem alten Hafen von *Korinth*, abzweigte, dann werden die Häuser von *Akrokorinth* sichtbar: ein paar Lehmhütten, die um die Ruinen der Heiligthümer gebaut sind. Sieben Säulen des alten dorischen Tempels sind noch erhalten. Wie graue Finger einer Miesenhand strecken sie sich, die menschliche Zerstörungswut anlagend, in ihrer strengen und einfachen Schönheit gen Himmel. In der unmittelbaren Nähe dieser Tempelruine steht heute noch das Heiligthum, das die aus der *Vellerophon* sage berühmte Quelle *Peirene* überwölbt. Die Einzelzellen dieses Bannwerks sind gut erhalten; noch sind die Malereien sichtbar, mit denen sie ausgeschmückt waren, und noch ist das Wasser nicht verstopft, das träge und schwarz in einer kesselartigen Einfassung aus Mosaiksteinen zusammensickert.

Der Aufstieg zur Höhe ist ein steiler und beschwerlicher. Durch sonnenverbranntes Gestein in Windungen und im Zickzack geht der Weg. Auf dem Gipfel, wo einst ein Heiligthum der *Aphrodite* stand, liegen Trümmer von Bannwerken aus der türkischen und der byzantinischen Zeit. Desto lohnender ist dafür der Ausblick. Ueber ein zerriffenes Bergland schweift das Auge. Stahl starren die Felsen der Höhe und nur in den Tälern zieht sich in grünem Geäder Wald und Weinland und Weide. Die Wasser des korinthischen Golfs leuchten reseda-

farben herauf. Die Vergänge des nordgriechischen Landes haben ihn wie einen *Vinnen*see eingeschlossen. Grau und breit hemmt der *Barnaß* den nach Norden schweifenden Blick. Im Süden aber lachen tiefblau die Fluten des saronischen Meeres, aus denen *Salamis* und *Agina* auftauchen und ganz fern im attischen Land sich weiß die athenische *Akropolis* erhebt.

Und während die Sonne sinkt, steigen wir zur Tiefe hernieder. Da kommt es, wie Feuer in die Farben des Tages. Ihre Schattierungen wachsen. Ihre Kontraste werden schärfer und greller. Der Blick nach Süden ist versunken. Von Norden her aber hauchen die Wasser des Golfes einen kühlenden Wind. Die Berge *Wötiens* scheinen im Feuer der scheidenden Sonne zu glühen. Ein Phosphorglanz liegt über dem Wasser. Wie angelassener Stahl blinkt der Himmel. Tiefblaue Schleier hat der *Kege*l von *Akrokorinth* um seine Felszacken gehängt. Graue Nebel steigen von den Weinsfeldern auf. Und um das schneegekrönte Haupt des *Barnaß* liegt es wie das Rücken roter Mähe, wie die Bluthlume eines feuerpeidenden Verges. Dann aber blaffen auch diese Farben. Die Perlmuttertöne des Abends verhüllen die Fernen. Wie milchiges Gewölke quillt es aus den Felspalten und wälzt sich breit und schwer über die Wasser des Golfes, die sich nun wie eine weiße Nebelbank vor den nördlichen Horizont gelegt haben.

Verfolgte die Bahn bis nach *Korinth* in der Hauptsache eine Richtung von Westen nach Osten, so biegt sie hinter dieser Stadt nach Süden ab, um nach einiger Zeit die Fahrtrichtung in eine südöstliche zu wandeln.

Durch ein ödes Gelände zuckelt der Zug. Hier und da leuchtet goldgelb ein Kornfeld. Die Erntearbeiter sind in ihm beschäftigt. Mit kleinen Sichel hantieren sie. Halm für Halm wird einzeln vorgenommen. Langsam und träge rinnt die Arbeit. Die Zeit scheint hier nicht zu den Kostbarkeiten des Lebens zu gehören.

Ueber den *Isthmus* gleitet der Zug. Bedächtig, mit gemessener Schnelligkeit vollert er am Kanal von *Korinth* entlang, der den Golf von *Korinth* mit dem Saronischen Meer verbindet. Dieser Kanal, der in erster Linie dem internen griechischen Verkehr dienen soll, liegt so gut wie tot da. Seiner geringen Tiefe wegen können ihn nur die kleineren griechischen Küstendampfer benutzen. Alle großen Seeschiffe müssen nach wie vor die besonders im Winter gefährliche Fahrt um das stürmische Kap *Matapan* herum machen. Der Kanal, der 1893 eröffnet wurde, ist 6,3 Kilometer lang, 8 Meter tief und 22 Meter breit. Die Bahn überschreitet den Kanal und erreicht bei *Kalamaki* den Saronischen Golf. Waren die Farben an der Nordküste des *Peloponnes* schon von einer wunderbaren Klarheit, so haben sie jetzt noch an Schärfe und Tiefe gewonnen. Stahlblau, von einem leichten Golddunst überhaucht, liegt das Meer. Am Horizont hüllen violette Nebel das grünlichgelbe Eiland *Agina*. Die Berge von *Argolis* schieben ihre grauen Mauern hart an die blaue See, in der um rotes Klippengestein weiße Brandung ihre Schaumkränze wirft.

Der Blick auf das Meer bleibt. An den *skironischen* Felsen klettert auf schmaler Spur der Schienenweg in das Land von *Megara* hinein. Eine zweite große Insel schiebt sich nun ganz nahe an das Festland heran. Das ist *Salamis*. Seine Gaine winken herüber und über seinen Weingärten flimmert das goldene Licht der griechischen Sonne. Landeinwärts wölbt sich verwahrlost ein bergiges Gelände. Braun und versengt brüht es im Mittagsglanz. Kein Haus, kein Dorf. So

geht es eine ganze Weile. Dann steigt mitten aus dieser Wüstenei ein Felskegel auf. Säuler gruppieren sich auf seinen Hängen, grau und sonnenverbraunt wie der Stein, auf dem sie stehen. Das ist die Stadt *Megara*, die zu ihrer Blütezeit Kolonisten nach *Byzanz*, *Chalkedon*, *Gera*lea und *Sizilien* entsandte. Heute liegt der Ort, dessen *Akropolis* den berühmten *Demeter*tempel getragen, tot und öde; nur zur Zeit der Olivenernte soll ein wenig Leben in die Gassen dieser Felsenstadt kommen.

Zunmer näher schieben sich die Landzungen der Insel *Salamis* an den *Isthmus* heran. Die Dede und die Unbebautheit des Geländes schwindet. Die wildwachsende *Pinie* muß dem Delbaum weichen. Wasseradern durchfurchen das Land. Gärten mit grauen Steineinfassungen reihen sich an Gärten. Dörfer gleiten vorüber. Eine fruchtbare Ebene tut sich auf, an deren Eingang *Eleusis* liegt, wo wir den Zug verlassen.

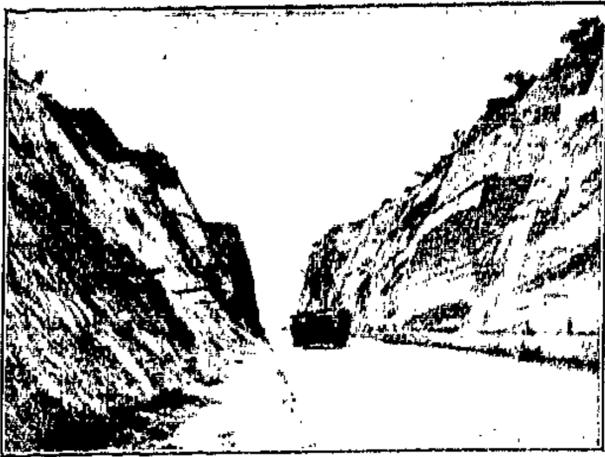
Sieht man von *Patras* und *Athen* ab, so ähneln alle griechischen Städte einander. *Korinth*, *Megara* und *Eleusis* weisen dem Fremden keine wesentlichen Unterschiede auf; ihr Hauptmerkmal ist der Verfall.

Der Bahnhof von *Eleusis* hat etwas *Proziges*. Er ist auf den Fremdenverkehr zugeschnitten. Die Ortschaft selbst steht in gar keinem Verhältnis zu diesem Bau. Den *Megara* Stadt kann man kaum als Maßstab anlegen. Ein paar öde Dorfstraßen mit grauen Gartenmauern, zwei oder drei weite, menschenleere Plätze — das ist *Eleusis*.

Von der großen Vergangenheit dieser Stadt zeugen nur noch Trümmerhaufen. Selbst die Lehmhütten, in denen jetzt kaum 1500 Menschen wohnen, haben etwas Ruinenhaftes. Wäre nicht die große Landstraße, die von *Athen* nach *Korinth* führt, auf der ein paar riesige *Malonen* ihre Laubdächer spreiten, — kein Baum, kein Strauch spendete kühlenden Schatten in diesen sonnedurchstrahlten Gassen, auf diesen Plätzen, über denen man die Gluthitze förmlich flimmern sieht. Undurchdringliches Schweigen brüht ringsumher. Stumm und träge räkeln sich schwarzhaarige Frauen im Dunkel weitausladender Torbogen. Hier und da nur das Gurren lodender Tauben. Und von fernher das taktmäßige Branden des Meeres . . .

Von dem ehemaligen Glanz der Stadt zeugen noch heute die gewaltigen Ruinenfelder. Aber nur Trümmer kündigen von der versunkenen Pracht. Ein paar gewaltige Felsblöcke werden als Quadern vom Tempel des *Triptolemos* gedeutet. Der Tempel der *Artemis* und das Heiligthum des *Poseidon* gleichen gigantischen *Marmor*schutthaufen. Das dem Gotte der Unterwelt geweihte *Plutonion* ist nur noch in den Fundamenten erhalten. Zum alten *Mysterientempel* weist eine zerbröckelte Freitreppe. Eine zwölfköpfige Vorhalle führte ehemals in dieses Heiligthum ein. *Pelagische* Gräber finden sich auf den Hängen des Hügel, den vor Zeiten eine *Akropolis* krönte. Noch werden heute die Trümmer der *Schauhau*sbauten gezeigt, die Ruinen des Theaters und die Quaimauern, die zu den *Molen*anlagen des antiken Hafens führten. Hier in diesen Heiligthümern feierten die alten *Athen*er ihre „*Eleusischen* *Mysterien*“, zu denen sie auf der „*heiligen* *Straße*“ wallfahrten.

Die „*heilige* *Straße*“ ist heute eine staubige, schattenlose *Chaussee*. Sie führt in vielen Windungen zum großen Teil hart am Meeresufer entlang. Der *eleusische* *Kephisos* bewässert das Land, die fruchtbare *triasische* Ebene. Verlassene Hüften gehören nicht zu den Seltenheiten dieser Straße, die den Blick auf die Bucht von *Eleusis* und auf das jenseits derselben liegende *Salamis* freiläßt. Ein paar Teiche, deren Fischreichtum heute noch gelobt wird, liegen landein-



Der Kanal von Korinth.

wärts. Ehemals waren sie Eigentum der eleusinischen Tempelhüter.

Aber bald wendet sich der Pfad vom Meere; hügelan strebt er. Ein Pinienwald tut sich auf, dessen harzige Dünste die sonnendurchgläute Luft erfüllen. Weiß liegt der Weg inmitten des

bittere, goldgelbe Wein verzapft wird. Unter einem laubenartigen Vorbau stehen niedrige Bänke. Die Gaststube selbst ist kahl und schmutzig und wenig einladend.

In unmittelbarer Nähe der Schenke erhebt sich ein Kloster, das auf den Trümmern eines antiken Apollotempelgebäudes erbaut ist. Noch ein paar Schritte: und man hat die Passhöhe erreicht. Ein unvergeßliches Bild tut sich auf: eine weite Fruchtlebene öffnet sich gen Osten und gen Westen. Von Megara herüber starren die Felsen der Skironischen Felsen. Gen Norden hat der Kithairon seine graue Steinwand gestellt. Tiefblau, von dem ruhigen Grün des Salaminischen Eilandes umrahmt, liegt das Meer. Weiß windet sich die Straße von Eleusis herauf. Und ein weißer Streifen verschwindet der Pfad am östlichen Horizont, wo Athen sein Häusermeer breitet und um die Marmorblöcke der Akropolis das flimmernde Licht goldener Sonnenstrahlen blinkt . . .

Auf den ersten Blick erscheint das moderne Athen als eine Stadt von geradezu unge-

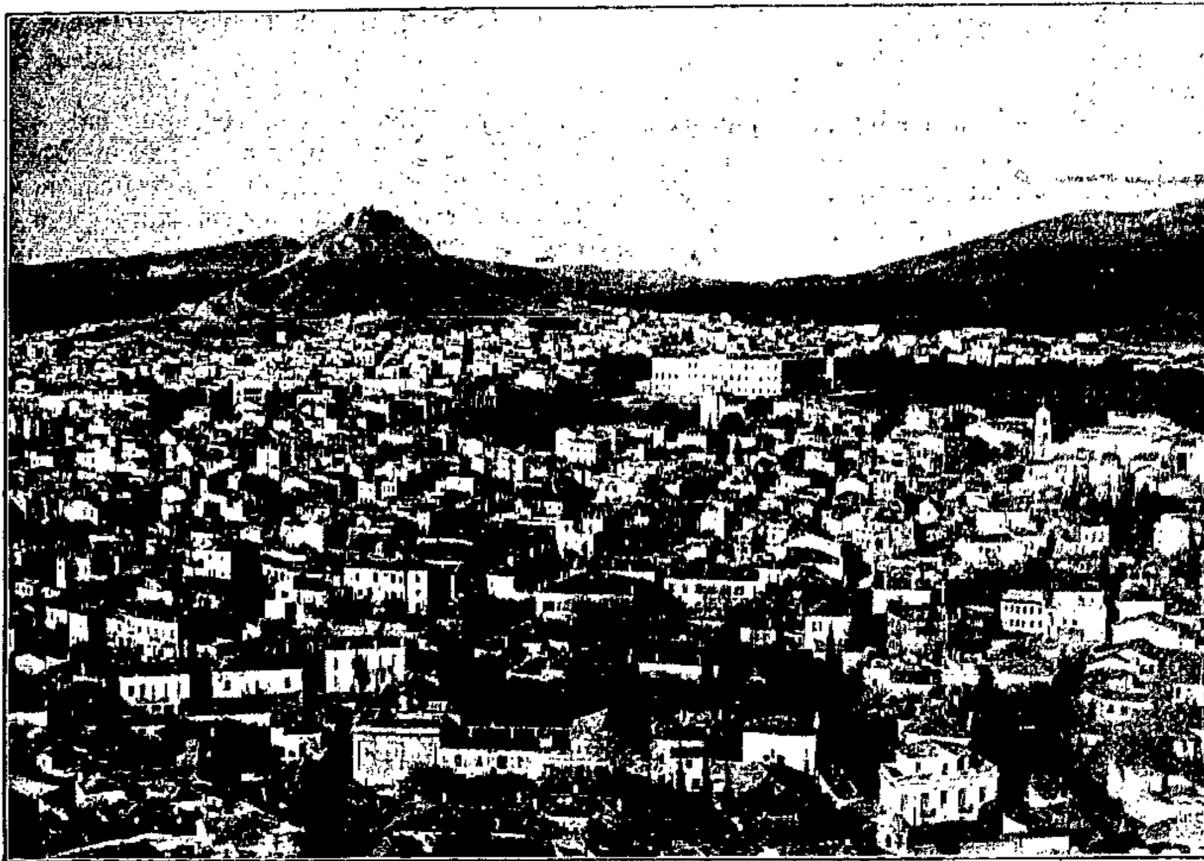
Während das alte Athen den Nymphenhügel und die Höhe der Akropolis umgürtete, baut sich das neue Athen um den Strophon und den Lylabettos auf. Hier, zwischen Eintrachtsplatz und Verfassungsplatz, ziehen sich jene Prunk- und Prachtstraßen, deren jedes Haus fast mit glitzerndem, weißem Marmor bekleidet ist. Hier finden sich jene modernen Paläste, wie sie schöner und stattlicher kaum eine zweite Stadt Europas aufzuweisen hat: die Museen, die Universität, die Post, die Ministerialgebäude und das Parlament. Breite und allen Anforderungen der Neuzeit entsprechende Straßenzüge durchziehen dieses Neu-Athen: die Universitätsstraße, die Stadionstraße, die Hermesstraße. Hier atmet alles Eleganz und Vornehmheit. Ein ausgeprägter, guter Geschmack offenbart sich in der Architektur, in der Bepflanzung der Bierplätze, im Arrangement der Schaufensterdekorationen. Dort aber wo die Gassen zur Höhe hinansteigen, pulsiert noch das Leben der Antike das so überaus viel Ähnlichkeit mit dem Vazargetriebe der orientalischen Städte gehabt haben muß. In schmaler, ausgetretener Gasse hämmern und pochen Schuster und Sattler auf Riemen- und Sohlenleder. Die Olivenverkäufer stehen in einer eigenen Straßenzeile Mann neben Mann. Die Weinschlauchhändler haufen in einer Gasse für sich. In höhlenartigen Gewölben hocken die Schneider. Kärm und Lachen durchhallen diese Gassen, die der Kaffeechenk mit anpreisendem Singen und der Limonadenverkäufer mit gellendem Rufe durchziehen.

Ein Leichenzug kommt des Weges. Alle entblößen das Haupt. Im offenen Sarg wird der Verstorbene durch die Gasse getragen. In einem anderen Straßenzuge rollt auf mehreren Wagen die Aussteuer einer Braut über das holprige Pflaster. Ihre männlichen Verwandten begleiten diese fliegende Ausstellung, die jeder, der Verlangen danach trägt, näher besichtigen kann.

Mit ihren kleinen Kohlenbecken, über die sie die schwarzen Stäbe eines Mostes gebreitet haben, stehen sie an den Straßenecken oder auf den Plätzen, über die ein nie abflauernder Verkehr den ganzen Tag hindurch flutet. Das sind die Arnaki-Verkäufer, die handgroße Stücke Lammfleisch auf ihren Mosten rösten und davon dem Käufer nach Belieben ausgewählte Stücke auf grünen Weinblättern servieren. Andere siedeln kleine Fische in pfannenartigen Gefäßen in Del. In dem sprudelnden, goldgelben Fett bräunen sich zusehends die spannlangen Meereshewohner, die täglich mehrere Mal von Piräus her frisch nach Athen geschafft werden. Wieder andere bieten Pasteten feil: ein Gebäck aus Weizenmehl, das mit gewiegtem, scharf gepfeffertem und gezwiebeltem Fleisch gefüllt ist.

Mit der Sanberkeit scheint man in diesen Gassen der alten Stadt nicht auf sehr vertrautem Fuße zu stehen. Die Kaffeehäuser schauen wenig einladend aus und an den Kaffeeschalen klebt oft noch der braune Saft des Getränkes, das ein vor uns einkehrender Gast genossen. Allerdings ist der Preis, den man hier für Lebensmittel irgendwelcher Art zahlt, ein so geringer, daß man schon für wenige Nickelmünzen sich gut und reichlich sättigen kann.

Was jedem Fremden an Athen ganz besonders auffällt, das ist die blendende Helligkeit, die der Stadt eigen ist. Selten nur schattet ein Baum oder ein Strauch. Weiß bestäubt ziehen sich, flimmernd im Sonnenbrand, die Straßen. Weiß leuchtet der Marmor der Straßenfronten. Und wo es kein Marmor ist, da blinkt leuchtender Kalkstein oder weiße Zünche, die sofort erneuert wird, wenn sich irgend eine dunklere Schattierung auf ihr bemerkbar macht. Eine unbarmherzige Sonne wirft ihre weißglühenden Strahlen auf diesen hellen Staub, auf dieses weiße Gemäuer. Im weißlichen



Athen von der Akropolis aus gesehen.

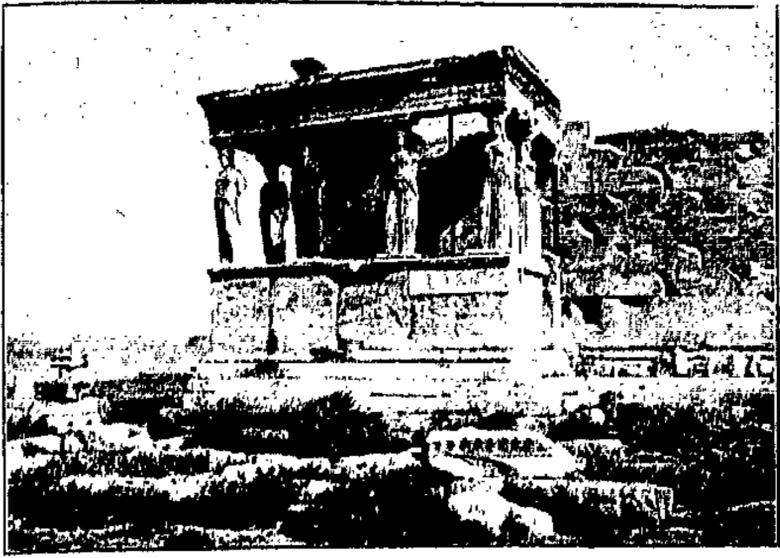
schwarzgrünen Nadelbaumbestandes; in leichter Steigung wendet er sich empor, bis der Daphnispaf erklimmt ist, der ehemals die Grenze zwischen Attika und Megara bildete. Ein paar Schenken stehen an der Straße, primitive Gütten, in denen um kleine Kupfermünze der

heuren Dimensionen. Der Maßstab, den man sonst bei den Städten des Südens anzulegen liebt, will hier versagen. Der Häuser- und Straßenanordnung ist etwas Orientalisches eigen, das mit dem Raum verschwenderisch umgeht und sich nicht an ortspolizeilich vorgeschriebene Baufluchtlinien hält. Nur einige wenige Straßen machen eine Ausnahme. Das sind die Straßen der Eleganz, der Marmorpaläste, der Kaffeehäuser und der großangelegten Verkaufsmagazine. Hier kann man auch von einer regelrecht durchgeführten Pflasterung sprechen. In den Straßen der Vorstädte aber, in denen der Ziegenhirt seine Herde treibt, sinkt der Fuß in Löcher, stolpert er über kleine Hügel und wird er vergraben von jenem feinen, weißen Staub, an dem Griechenland so überreich ist.

Und doch ist Athen eine durch und durch moderne Stadt. Nicht, daß es elektrisches Licht, eine Dampfbahn, Fiaker, Automobile und eine Art Omnibus befähelt. Das ganze Milieu ist modern im westeuropäischen Sinne. In tausend kleinen Zügen spiegelt sich das Leben der echten Großstadt, die mehr als eine Ähnlichkeit mit Marseille, dem großen südfranzösischen Mittelmeerhafen aufzuweisen hat. Liegt auch Athen selbst nicht direkt am Meere, so streift doch der frische Hauch der See von der Hafenstadt Piräus hinüber zu dem Häusermeer, das den Akropolis Hügel umflutet.

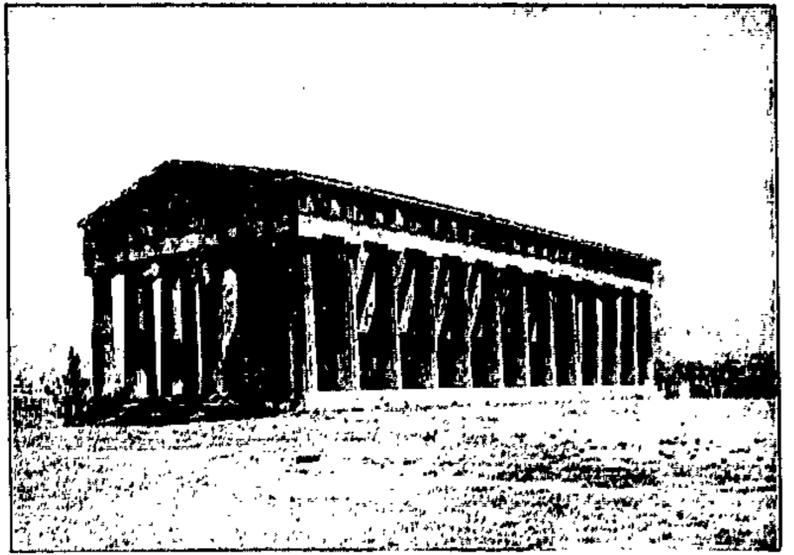


Die Gräberstraße.



Erechtheion mit Karyatydenhalle.

wellt sich das Gelände zu beiden Seiten des Weges. Wir durchwandern die Stätten, auf denen einst das alte Athen stand. Breit und mächtig hebt sich zur Rechten der braune Marmor-Bau des Theseion, der unter allen antiken griechischen Heiligtümern als der am besten erhaltene gilt. Gleich anderen Bauten der perikleischen Zeit ist auch dieser Theseustempel aus penthelischem Mar-



Der Theseustempel.

mor. Dorische Säulen tragen die Decke eines das ganze Heiligtum umlaufenden Hallenganges. Noch sind Reste von der Bemalung einzelner Architektorteile erkennbar. Friese aus parischem Marmor, auf denen die Taten der Theseus und des Herakles verherrlicht wer-

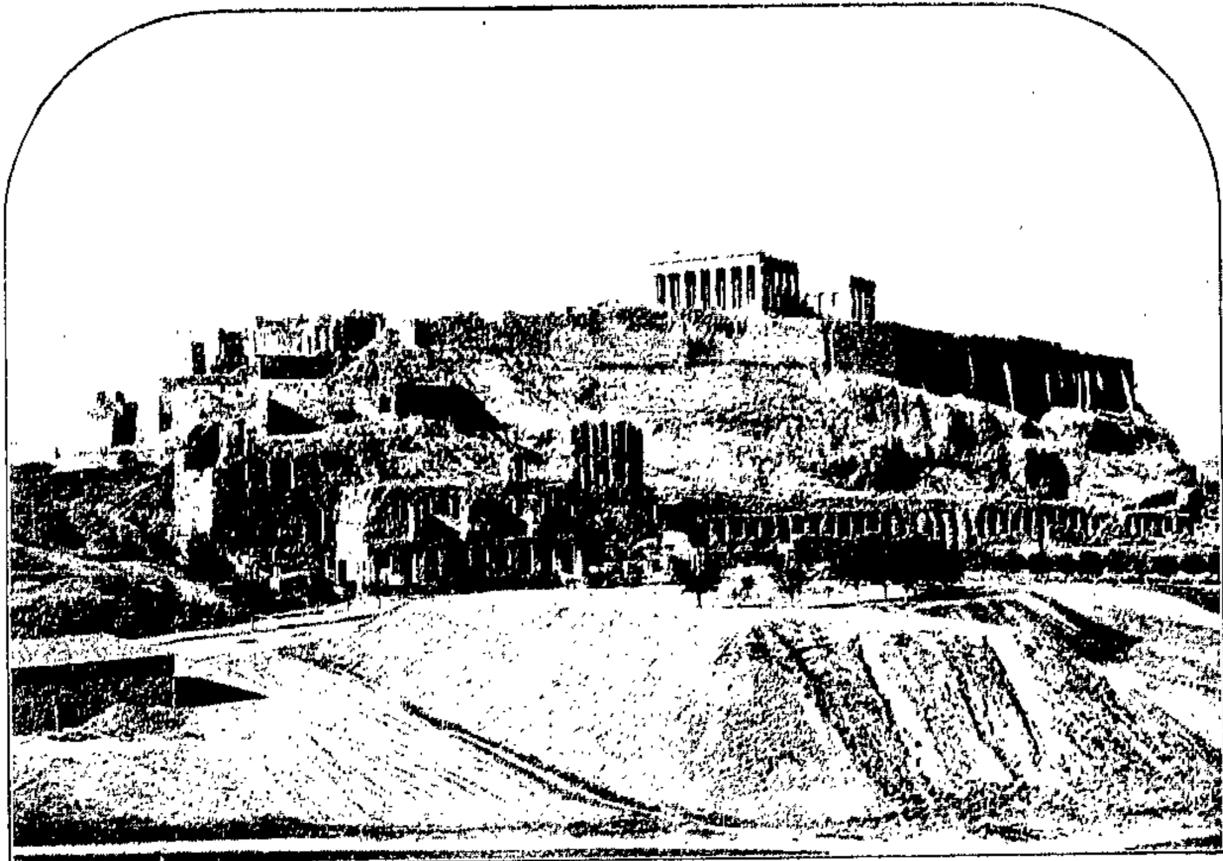
verkäufer, wo die Brothändler und wo die Schlachter ihre Waren feilboten. Zellenartige Räume weisen sich als Aufenthaltsorte für die Marktaufsicher aus usw.

Wir verlassen die Agora an der Stelle, wo sich eine große antike Mauer, die sogenannte rianische Mauer, vor ein Wirrwarr schmäler, winkliger Gassen schiebt. Diese durchkreuzen wir. Ein Hügel türmt sich auf, eine wildzer-riffene Felsenmasse mit Schluchten und Spalten. Schroffen und Räden. Das ist der Areopag, die bedeutendste Gerichts-stätte des alten Athen. Eine der Schluchten, und zwar der finsternen eine, wird als Schlucht der Eumeniden, der Rachegöttinnen ge-deutet. In diese wurden die Verbrecher gestürzt, die von den Richtern des Areopags zur Todesstrafe verurteilt worden waren.

Jenseits der großen Fahrstraße grüßt vom Abhang des Nymphenhügels die halbkreisförmige Ruine des Pnyx, der Stätte der altatheni-schen Volksversammlun-gen. Zahlreiche Marmor-trümmer, künstliche Grotten und Höhlen, deren eine als das Gefängnis des Sokrates gedeutet wird, decken den Südbang des Nymphenhügels, der hinüberleitet zur Höhe der Akropolis. Die Ruinen zweier Theater schließen den heiligen Berg gen Süden ab: das Odeion des Herodes und das Theater des

Wer von Eleusis her über die Höhe des Daphnypasses nach Athen kommt, betritt das eigentliche Gebiet der Stadt erst, wenn er die Gleise der Peloponnesbahn überschritten hat. Hier präsentiert sich dem Wanderer die Theseusstadt recht unwirtlich. Baufeld, Holz-Plätze, Steinbrüche, Ölpresen und eine Gasanstalt künden die Großstadt. Dort aber, wo die Heilige Straße im stumpfen Winkel in die Piräusstraße mündet, tut sich eine Welt der Antike auf, wie sie sich umfangreicher und prächtiger kaum zum zweiten Male in Griechenland finden dürfte. Gewissermaßen die Fortsetzung der Heiligen Straße -- des alten Prozessionsweges zwischen Athen und Eleusis -- ist die Grabstraße, in der sich ein antikes Grabmal neben das andere stellt. In einer vorbildlichen Innigkeit gehalten, sind diese Stelen, die uns Auskunft geben über familiäre Verhältnisse im alten Griechenland, über die persönlichen Interessen des Verstorbenen und über die Art, in der er im ganzen und für das Ganze wirkte. Haben wir diesen Friedhof durchschritten, dann

den, bedecken den ganzen oberen Teil der Außen-seite. Durch winklige Gassen setzen wir nun den Fuß. Wir wandern im Hadrianischen Athen. Ein weites Trümmerfeld, das erst zu einem kleinen Teile aufgedeckt ist, liegt die Stoa des Attalos. Durch das Markttor betreten wir dann die Agora, den alten Markt, ein steiniges Durcheinander von Marmorblöcken, in das die Archäologen erst in den letzten Jahren einige Ordnung gebracht haben. Man hat sich die ganze Anlage als eine Art unbedachter Markthalle zu denken. In langen Reihen stehen heute noch die Marmorwannen der Fischverkäufer. Inschriften geben Auskunft darüber, wo die Del-



Die Akropolis.

Die Propyläen.



Die Propyläen.



Das Parthenon.

den, bedecken den ganzen oberen Teil der Außen-seite. Durch winklige Gassen setzen wir nun den Fuß. Wir wandern im Hadrianischen Athen. Ein weites Trümmerfeld, das erst zu einem kleinen Teile aufgedeckt ist, liegt die Stoa des Attalos. Durch das Markttor betreten wir dann die Agora, den alten Markt, ein steiniges Durcheinander von Marmorblöcken, in das die Archäologen erst in den letzten Jahren einige Ordnung gebracht haben. Man hat sich die ganze Anlage als eine Art unbedachter Markthalle zu denken. In langen Reihen stehen heute noch die Marmorwannen der Fischverkäufer. Inschriften geben Auskunft darüber, wo die Del-

den, bedecken den ganzen oberen Teil der Außen-seite. Durch winklige Gassen setzen wir nun den Fuß. Wir wandern im Hadrianischen Athen. Ein weites Trümmerfeld, das erst zu einem kleinen Teile aufgedeckt ist, liegt die Stoa des Attalos. Durch das Markttor betreten wir dann die Agora, den alten Markt, ein steiniges Durcheinander von Marmorblöcken, in das die Archäologen erst in den letzten Jahren einige Ordnung gebracht haben. Man hat sich die ganze Anlage als eine Art unbedachter Markthalle zu denken. In langen Reihen stehen heute noch die Marmorwannen der Fischverkäufer. Inschriften geben Auskunft darüber, wo die Del-

den, bedecken den ganzen oberen Teil der Außen-seite. Durch winklige Gassen setzen wir nun den Fuß. Wir wandern im Hadrianischen Athen. Ein weites Trümmerfeld, das erst zu einem kleinen Teile aufgedeckt ist, liegt die Stoa des Attalos. Durch das Markttor betreten wir dann die Agora, den alten Markt, ein steiniges Durcheinander von Marmorblöcken, in das die Archäologen erst in den letzten Jahren einige Ordnung gebracht haben. Man hat sich die ganze Anlage als eine Art unbedachter Markthalle zu denken. In langen Reihen stehen heute noch die Marmorwannen der Fischverkäufer. Inschriften geben Auskunft darüber, wo die Del-

Dionysos. Weide sind halbkreisförmig, amphitheatralisch gebaut. Vom Odeion stehen noch die Rundbögen der Fenster und die Marmorstufen der Sitzplätze leuchten gelbbraun aus der grünen Unkrautwildnis, die sie überwuchert. Am Bett des Ilissos entlang, an der Grotte der Quelle Kallirhoe vorbei, führt nun die staubige Straße zum Olympieion, jenem gewaltigsten Zeustempel Attikas. Die Umfassungsmauer dieses Heiligtums, von dem jetzt nur noch kaum ein Dutzend Säulen steht, hatte eine Länge von 668 Metern. Seine im korinthischen Stil gehaltenen Säulen, deren er je 21 an den Längsseiten und je 8 an den Schmalseiten zählte, hatten einen Durchmesser von einundeinhalb Metern und eine Höhe von 17 Metern. Das Zeusbild, das in diesem Heiligtum verehrt wurde, war aus Gold und Elfenbein.

Durch das Tor des Hadrian wenden wir uns, nach den Ausläufern des Symmettos hin, zum Stadion, einem Baue der Neuzeit, der für die Panathenäischen Spiele errichtet ist und 50 000 Schaulustigen Platz gewährt. Die Anlage, die im wesentlichen die Fundamente der antiken Rennbahn benutzt hat, ist, wie so viele prächtige Gebäude im modernen Athen, aus Privatmitteln geschaffen worden.

Wohl schmiegte sich der Zauber der Vergangenheit um diese braunen Trümmer gigantischer Bauten. Doch mehr als dieser Zauber ist nicht geblieben. Die Cypressenhaine und die Delbaumwälder, von denen uns die antiken Dichter erzählen, sind nicht mehr. Der Glanz der alten Tage ist verweht. Wasserlos fast, von weißbestäubtem Oleandergebüsch überschattet, windet sich das steinige Bett des Ilissos. Ein fahler, grauer Fels steht der Symmettos. Armfelige Nymphodelosblumen und die blauen Stachelköpfe einer großen Distelart sind das einzige an Farbe, was er trägt. Nur im Winter und dann auch nur tropfenweise gibt die einst vielgerühmte Quelle Kallirhoe ihr geiziges Wasser. Und dennoch liegt ein eigenartiger Zauber über dieser Wüstenei, die ehemals die Wiege der europäischen Kultur gewesen. —

Die Neolusstraße führt aus der inneren Stadt hinaus zur Akropolis. Winklig und schmal und von einem lebhaften Treiben erfüllt ist sie eine der Hauptadern Athens. Die Stoa des Hadrian, eine riesige Lehranstalt aus der Römerzeit, ist das erste antike Denkmal, dem wir hier begegnen. Nur die Umfassungsmauer ist noch zu sehen. Die jetzt zum großen Teil freigelegten Fundamente lassen aber auch das frühere Vorhandensein eines reich angelegten Säulenumganges deutlich erkennen. An ihr vorbei führt der Weg zum „Turm der Winde“, einem achtseitigen Marmorbau, dessen Dach ein Obelisk mit der Figur eines Tritonen krönte, der einen sich nach dem Winde drehenden Stab in der Hand hielt.

Wir stehen am Fuße des Akropolis-Hügels. Ein leicht ansteigender Pfad führt empor. Durch das sogenannte Beulische Tor treten wir in den Tempelbezirk ein. Der pentelische Marmor des Niketempels leuchtet uns entgegen. Dann empfangen uns die gewaltigen Säulentrümmer der Propyläen. Auch sie sind aus penthelischem Marmor. Die Zierlichkeit des Niketempels hält gegenüber den Marmormassen der Propyläen keinen Vergleich aus. Die Feinheit der Linien, die Harmonie der Dimensionen, die Anmut des Aufbaues wirken wie die Niedlichkeit eines Spielzeugs gegenüber der Gewaltigkeit und der massigen Wucht des Propyläenbaues. Und wie eine feine Filigranarbeit, ganz ähnlich dem Heiligtum der Nike, mutet auch das Erektion und die ihm angegliederte Halle der Karyatiden an. Die Zierlichkeit des ionischen Stiles kommt hier in höchster Vollendung zum Ausdruck. Um so imposanter wirkt der Haupttempel der Akropolis: das Parthenon. Weithin sichtbar nach allen

Seiten erhebt sich dieser Tempelbau, der auf der höchsten Stelle des Burgfelsens erbaut ist. Ein mächtiger, zehn Meter hoher Unterbau aus Porosstein, der 75 Meter in der Länge und 37 Meter in der Breite mißt, trägt den eigentlichen, aus pentelischem Marmor ausgeführten Tempel. 46 mehr als zehn Meter hohe Säulen, von denen die meisten zerfallen sind, trugen das Gebälk des Giebelbaldachins, das mit jenen berühmten Friesen geschmückt war, die die Centaurenkämpfe, die Taten der Athene, des Herakles, des Theseus usw. darstellten. Eine gelblich-braune Patina hat das schimmernde Weiß des Marmors gedunkelt. Weit schweift von hier oben der Blick: hinunter auf die Stadt, die ihr Gassenetz um den Heiligen Hügel gespannt hat, hinaus auf die attische Ebene, die grün heraufleuchtet, und hinaus aufs Meer, das blau und schimmernd bis zu den fernen Felsenwänden Moreas glänzt.

Klein ist der Mensch hier oben. Wohl hallt zwischen den Riesensäulen der Marmortempel sein Schritt. Zum Flüsterton dämpft er sein Wort. Ihm ist es, als wäre die Zeit stehen geblieben, als wären Jahrtausende nicht gewesen... Marmortrümmer decken den Boden. An hundert Einzelheiten läuft der Blick, nicht hastend, vorüber: an Altären und Opferkrügen, an Mauerresten und an den Bruchstücken kleiner Tempelfriesen. Sie alle vermögen nicht das Auge zu bannen. Nur das Riesenhafte, die menschliche Kleinheit Erdrückende, zwingt hier den Blick.

Und nun will es Abend werden. Ein erster Windhauch weht vom Wasser herauf. Warm schmiegte sich noch ein letzter leuchtender Glanz um das Gelbbraun der Marmorblöcke. Nur ganz schwach, wie ein fernes Summen, tönt der Lärm der Stadt herauf in die feierliche Stille des Heiligen Hügels.

Und die Säulen werfen immer längere Schatten. Die Sonne ist hinter die Höhen von Argolis gesunken. Die hat sie mit brandroter Blut übergossen. Die Hörner von Megara stehen wie in Blut getaucht. Rotviolette Schleier wehen um die Skironischen Felsen. Ein letztes Leuchten liegt noch auf dem weinroten Saronischen Meer. Stumpfblaue Töne spinnen zarte Nebelfäden um Salamis und Megina. Orangefarbene Lichter spielen auf den Hängen des Lykabettos. Violett sind alle Felsrücken, tiefblau alle Schluchten und wie Schnee der Firnen schimmern alle Ranten und Ecken der zackigen Schroffen. Die weißen Marmorbrüche des Penthelikon sind von einem ganz zarten Grünrot überflossen. Nun fliegt es wie ein Perlmutterglanz über das Hafengewässer von Piräus. Und wie ein Phosphorleuchten flammt es über den braunen Marmor des Theseion. Die Schlucht der Eumeniden am Areopag gähnt schwarz herauf. Die Riesensäulen des Hadrianischen Zeustempels heben sich dunkel und drohend gegen die graublau-weiße Seide des abendlichen Himmels. Durch die Bogensfenster des Odeion flattert die Nacht. Zum Tempel der Nike klimmt sie empor. Schleichend schiebt sie sich durch die Riesenhallen der Propyläen. Mit ihren grauen Schleiern umhüllt sie das Erektion und das Heiligtum der Karyatiden. Und auf leisen Sohlen hält sie im Parthenon ihren Einzug. Ein nachtblauer Glanz leuchtet jetzt von den Marmortrümmern auf. Eine große Stille atmet über dem Heiligen Berg. Nur noch in schwachen Konturen grühen aus weißen Nebeln die Fernen. Mit schwerfälligem Flügelschlag flattert eine Gule jenseits der großen Straße auf. Rot glühen ihre Augen vom Gefängnis des Sokrates herüber. Ein silbriges Blau hat die Nacht über die Akropolis gegossen. Hinter den Bergen von Argolis ist der Mond aufgestiegen. Seine schmale Sichel tropft ihren weißen Glanz zitternd in das schwarzblaue Meer. . . .

Abwärts führt uns der Weg. Im Mondglanz leuchtet der heilige Berg. Unten in den Straßen der Stadt sind die Lichter aufgeflickert.

Auf dem Verfassungspfad spielen sie auf. Ein dichter Menschenstrom macht dort die Runde. Die braunen Frauen mit dem schwarzen gescheitelten Haar, den dunkelblauen Augen und den weißen Zähnen schwagen und lachen. Die Röcke rauschen. Seide knistert. Der schwarze Knirscht unter den weißen Schuhen trippelnder Frauenfüße. Aus den Kaffeehäusern kommt ein summender Ton: Gläserklirren, Löffelklappern, Zeitungsrasseln. Eine feuchtschwüle Luft hüllt alles in einen warmen Dunst. Die Rosen blühen und weiße Jasminfelder leuchten aus der Dunkelheit. . .

In einer der Winkelstraßen der Altstadt winkt hinter farbigem Perlenstuhvorhang ein Speisehaus. Weindunst und Zigarettenqualm schlägt dem Eintretenden entgegen. Auf den schmutzigen, braunen Wänden haben bunt gezeichnete Gestalten es sich bequem gemacht. Sie sitzen dort, kauern mit untergeschlagenen Beinen à la Turka oder lehnen, wie die weils homerischen Helden, in halb liegender Stellung. Der überreizte Wirt mit dem schwarzborstigen Vanditengesicht bringt dem Fremden einen Tisch und Stuhl. Ueber den Tisch breitet er eine alte, durchlöcherter graue Decke. Der Wein den er aufträgt, ist italienisches Gewächs: er weiß, daß die Ausländer den griechischen Nebenfaß nicht mögen. Dann kommen die unvermeidlichen Oliven. Aus den Riesentöpfen seine Garfische haben wir inzwischen ein Hammelragout ausgewählt, über das beim Servieren eine dicke, mit Meerrettich gewürzte Sahne gegossen wird. Ziegenkäse und herrliches Obst bilden den Nachtisch. Schmunzelnd und dienernd steht während der ganzen Mahlzeit der Wirt an unserer Seite. Die anderen Gäste aber würdigen uns kaum eines Blickes, als wir scheiden. —

\*

Wer den Blick auf die ägäische Inselwelt genießen will, benutzt am besten von Athen aus die Laurionbahn. Die läuft durch ein fruchtbares Land, hält auf den Symmettos zu und gibt schöne Blicke auf Kephalonia, Marusi und auf den Penthelikon. Weingärten und alte Delbaumhaine wechseln zu beiden Seiten des Schienenstranges einander ab. Auf ihrem leuchtenden Grün steigen steil die gelbbraunen Felsen des Lykabettos und des Strephon. Der Symmettos streicht mit seinen silbrig aufglühenden Marmorwänden gen Süden. Dann wird das Meer sichtbar, das sein blaues Band in mächtig breiten Streifen zwischen den attischen Festlande und der Insel Euböa gezogen hat. Große Dörfer grühen aus der reich angebauten Ebene. Bald weilt sich das Flachland. Die grünen Kulturen schwinden. Zwergkiefern decken buschartig den graubestäubten Boden. Immer näher schiebt sich das Meer. Silbrig flimmert der Staub in der grellen Sonne. Dann wachsen Hüften in diesem Land. Dörfer kommen. Eine Stadt schiebt ihre Häuser in den Staub der Landschaft hinaus. Das ist Laurion, die Endstation der etwa 65 Kilometer langen Bahnstrecke.

Laurion scheint heute, nachdem der Grubenbetrieb in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder aufgenommen wurde, zu seiner alten Bedeutung gelangt zu sein. Ehemals waren die laurischen Silbergruben Eigentum des attischen Staates. Ihre Ergiebigkeit legten den Grund zu Athens Seemacht. Jetzt hat der griechische Staat den Grubenbetrieb wieder aufgenommen. Die Stadt, die noch vor einem halben Jahrhundert kaum die Bedeutung eines elenden Dorfes hatte, ist heute auf nahezu zehntausend Einwohner angewachsen.

Von Laurion führt eine staubige Straße nach Sunion, der Südspitze Attikas. Durch sandiges Ufergelände und über braunen, brennenden Fels führt der Weg. Eintönig nach das Meer an den Strand. Fast vegetationslos

liegt der da. Nur hier und dort die großen Kröpfe graugrüner Dikteln. Von den Höhen grüßen vereinzelt die schirmartigen Kronen dunkler Pinienbäume. Es geht bergauf. Eine Felswand wehrt dem Blick meervwärts. Sie gebietet auch dem frischen Luftzuge Einhalt, der von dieser Richtung her zu wehen pflegt. So geht es stundenlang. Dann aber ist die Bahnhöhe erklimmen. Weiße Säulen schimmern hoch auf grauem Fels eines weit ins Meer vortretenden Bergrückens. Wie silberne Pfeiler stehen sie im Golddunst der Mittagsstunde. Sie sind die Ueberreste des alten Poseidontempels, den die Athener im fünften vorchristlichen Jahrhundert an dieser weit ins Meer hinaus geschobenen Stelle errichteten.

Steil ist der Weg zur Höhe hinauf, doch kurz. Stahl und nackt und pflanzenlos steht der Fels. Marmorweiß schimmern die Säulen des Tempels. Nur hier und da hat sie die Zeit von nahezu drei Jahrtausenden mit einer braunen Patina betupft. Frei schweift von hier oben der Blick. Die klare Luft läßt ihn in die fernsten Fernen dringen. Wie ein

Mantel aus stahlblauer Seide liegt das Meer gen Osten, gen Süden und gen Westen gebreitet. Mit Hunderten von Inseln ist es übersät, mit grünen Eilanden, deren Felsen mit weißen Marmorarmen hinausweisen zu einem Himmel, der mit dem Meere an Ruhe und tiefem Blau wetteifert. Um die Welt der Cycladen schäumt in weißem Spitzengeriesel die Brandung des ägäischen Meeres. Alle liegen sie da in Goldglanz gehüllt, grüne Smaragde auf blauem Samtkissen: Keos und Nynhos, Syros und Seryphos, Paros und Naxos, Amorgos und Karos, Sikinos und Siphnos, Kos und Melos, Tenos und Andros, das heilige Delos und das vulkanische Thera. Jenseits des Saronischen Golfes, aus dem Megina und Salamis grüßen, blauen die Berge des Peloponnes. Die hohen Felsmauern des argolischen Landes schieben ihr zerklüftetes Gestein gen Süden. Mattblau, fast im Nebel verschwimmend, hebt hinter ihnen ein Riesengebirge: das ist die höchste Erhebung des lakedaemonischen Taygetos, dem zu Füßen der Eurotas um den verjüngten Glanz toter Tage weint.

Vom Norden her winkt Athens Akropolis. Die Kironische Wand blinkt in einem stumpfen Graublau. Mächtig violett sind die Felsen von Megara gegen den blauen Himmel gestellt. Weiß leuchten die Marmorbrücke des Penthelikon herüber. Und dort, wo Himmel und Erde im Lichtnebel des Sonnentages eins zu werden scheinen, liegt landeinwärts, den Blick nach Norden abschließend, einer Wolke gleich, der Gipfel eines riesigen Bergmassivs: der delphische Parnax, an dessen Fuß das altgriechische Nationalheiligtum stand.

Ein warmer Glanz liegt um die Säulen des alten Poseidontempels. Weiß schimmern sie auf das Meer hinaus. Das bewegt sich kaum. Mit weißen Schommarmen umstreicht es leise die gelben Marmorklippen und die grünen Eilande in seinem blauen Schoße. Und über ihm leuchtet das Licht. Sein tiefgelbes Gold umgibt Nähe und Ferne, umzittert Welle und Brandung, umflutet Höhen und Tiefen, und hüllt in feinen blinkenden Strahlenmantel alle Herrlichkeiten dieser griechischen Wunderwelt. --

## Aus dem Leben einer Einsamen.

Von Elise Kruhölter.

Für Dich, mein Sohn, sind diese Zeilen bestimmt! Für Dich schreibe ich sie nieder; doch erst wenn ich nicht mehr bin, sollen sie in Deine Hände kommen, dann erst sollst Du durch sie Deine Mutter kennen lernen, sollst Du sie verstehen und ihr verzeihen.

Denn wenn Du mich ganz verstehst, mein Sohn, wenn Du mein schweres, ach so grenzenlos schweres Schicksal mitgeföhlt hast, wenn Dich ein Hauch gestreift hat meiner Leiden, dann wirst Du mir die große Sünde verzeihen, mit der ich einst ein großes Glück bezahlte.

Ich habe jahrelang die Verachtung der Menschen getragen, ich habe mein einst so stolzes Haupt tief in Scham gebengt, und nur Du, mein Sohn, mein einziger, heißgeliebter Sohn, sollst mein Richter sein. Du sollst einmal in Schmerz und Erbarmen Deiner Mutter gedenken, Du sollst, durch diese Zeilen ergriffen, ein einziges Mal sagen: „Du hast gefehlt, aber schwer und lange und schmerzvoll geblüht, wie nur eine Mutter blühen kann!“

Ich war ein armes, kleines Kinderfräulein und Dein Vater der Sohn eines reichen Industriellen. Eine tiefe Kluft gähnte zwischen uns, doch wir waren so jung, wir glaubten an das Glück; wir nahmen es uns, den Menschen und ihren Sühnungen zum Trost.

Niemals ist mir mein seliges Glück als Sünde erschienen, und das war vielleicht meine größte Schuld! In seinen Armen vergaß ich die leise Stimme, die immer wieder rief und warnte: „Es wird ein trauriges Ende nehmen!“

Und war es ein fündhaft Glück -- sei es drum! Nicht eine Stunde davon möchte ich missen! Ich büßte mein Vergeben wider der Menschen Gesetze, aber ich bereue nichts.

Als ich dann in Dein kleines Gesichtchen sah, mein Sohn, und darin keine geliebten Züge fand, fühlte ich die Wonne der Mutter rein und groß, und auch die Stimme im Herzen, die zuweilen von Schmach und Schande gesprochen, schwieg -- Du hattest mein Glück vollkommen gemacht.

Da geschah das Entsetzliche, -- der graufige Sturz von der Höhe des Glückes in den tiefsten Abgrund der Verzweiflung. Der Sturz hat mich zerschmettert.

Ein kurzer Brief sagte mir, daß Dein Vater mich verlassen müsse und um die Hand einer reichen Erbin anhalten werde, um seine Firma und seine Familie vor dem Ruin zu bewahren. Der Brief klang traurig und elend; schwer mag

es ihm wohl geworden sein, mich um eines ungeliebten Mädchens willen aufzugeben; aber es stand alles für ihn auf dem Spiele, Ehre, Existenz, Familie; -- die Wahl war kurz!

Ein paar schmerzliche Abschiedsworte, ein feiger, matter Trost: es hätte ja doch nicht immer so bleiben können! -- Und ich war allein!

O, hoffentlich weißt Du es nicht, mein Sohn, was es heißt, allein zu sein!

Wenn man alle anderen Menschen aufgegeben hat, um eines einzigen willen. Wenn man sich gewöhnt hat, alles aus dieses Einen Hand zu nehmen, die ganze Welt nur durch dieses Einen Auge zu sehen. Jeder Gedanke gehörte ihm, er hatte mich eingebüßt in seine unendliche Liebe, verwöhnt durch seine Fürsorge, bevormundet wie ein Kind.

Und der gewaltige Schmerz fand mich wehrlos, er faßte mich wie ein Drak und riß mich empor, schmettete mich zur Erde und zerbrach mich. Verzweifelt suchte ich die Hand, die stützt und hält, ich versor allen Gott, denn die Menschen spießen mir ihre Verachtung ins Gesicht, aus den dreisten Blicken der Männer, dem höhnischen Grinsen der Weiber las ich mein Urteil.

Der furchtbare Schlag hatte mich so gelähmt, daß mir erst nach Tagen der einzig erlösende, rettende Gedanke kam, der mir den Tod als Befreier zeigte.

Ich fühlte, wie die Einsamkeit aus allen Winkeln kroch und nach meinem zuckenden Herzen griff. Da suchte ich ihn, den ich immer noch liebte, der mich so unendlich reich gemacht, um mich tausendfach verarmen zu lassen. Nun blieb mir nichts mehr auf Erden! -- Nichts?

„Mein Kind, mein Sohn!“ Ich trat an Deine Wiege und sah Dir in das schlafende Gesichtchen.

„Nicht wahr, Du wirst Deine Mutter den letzten, dunklen Weg nicht allein gehen lassen, Du wirst mit mir gehen, mein Kind?“

Da schlugst Du die Augen auf und Deine Augen sagten: „Nein!“ Diese hellen Augen wollten das Licht und die Freude grüßen.

Du strecktest Deinen kleinen, stämmigen Körper, der sehnte sich dem Kampfe, der Arbeit entgegen. Diese kräftigen Fäustchen würden das Leben und das Schicksal meistern. Wie Du so vor mir lagst, gesund und voll knospender Kraft, da erkannte ich, daß Du dem Leben gehörtest -- Du brauchtest mich, darum blieb ich bei Dir. Deinewillen nahm ich die elende Last des Daseins wieder auf und schleppte sie weiter.

Du halfst mir treulich tragen, mein Sohn, Du warst mein starker Halt.

Ich verließ meine Heimat und verbarg mich vor Deinem Vater, er sollte von nun an kein Anrecht mehr auf Dich haben.

Monate, Jahre vergingen.

Du warst vier Jahre alt, und Dein Lachen und Gepolter füllten mein Stübchen mit Freude und Sonnenschein. Ich fing an zu vergessen und zaghaft versuchte ich wieder glücklich zu sein.

Da trat plötzlich, überraschend wie das Schicksal, der Mann bei mir ein, aus dessen Hand ich alles Glück und alle Qual meines Lebens genommen. Naß, müde, elend, in seiner Kraft gebrochen.

Ich richtete mich hoch auf bei seinem Anblick: „Was willst Du noch von mir?“ Ich rief alle meine Hilfstruppen herbei, die Verachtung, den Haß, die Erinnerung an meine dunkelsten Stunden. -- Aber nur die Liebe kam, die Liebe, die ich längst tot geglaubt, die ich erstickt hatte in heißen Tränen, mit der ich nächstelang gerungen in wilder Qual, die Liebe erstand in meinem Herzen, jung und stark wie einst, und sieghaft und leuchtend stand die seligste Stunde unseres Glückes vor meiner Seele.

Ich erbebte; was mochte er nur von mir wollen?

Und er hob an zu sprechen mit der lieben, leisen Stimme, die stets so große Gewalt gehabt über mein schwaches Herz, und auch jetzt noch nach Jahren übte sie den alten Zauber; ich lauschte wie gebannt.

Er erzählte mir von seinem Leben, von einem schweren Leiden, das ihm alle Lebensfreude raubte; er sprach von seiner kühlen Ehe, die kinderlos war und es auch bleiben würde; seine trostlose Einsamkeit schilderte er mir, seine Sehnsucht nach einem Sohn und Erben. Und plötzlich faßte er meine Hand, so warm und fest wie einst und fletzte leidenschaftlich:

„Gib mir den Jungen, gib mir meinen Sohn! Ich sehne mich so lange schon nach ihm, seit Monaten suche ich Euch. Ich habe Dich einst feige, schändlich verlassen, ich habe Dich mit Deinem Kinde hinausgetrieben in Schmach und Not. Ich habe ja kein Anrecht mehr auf ihn.“

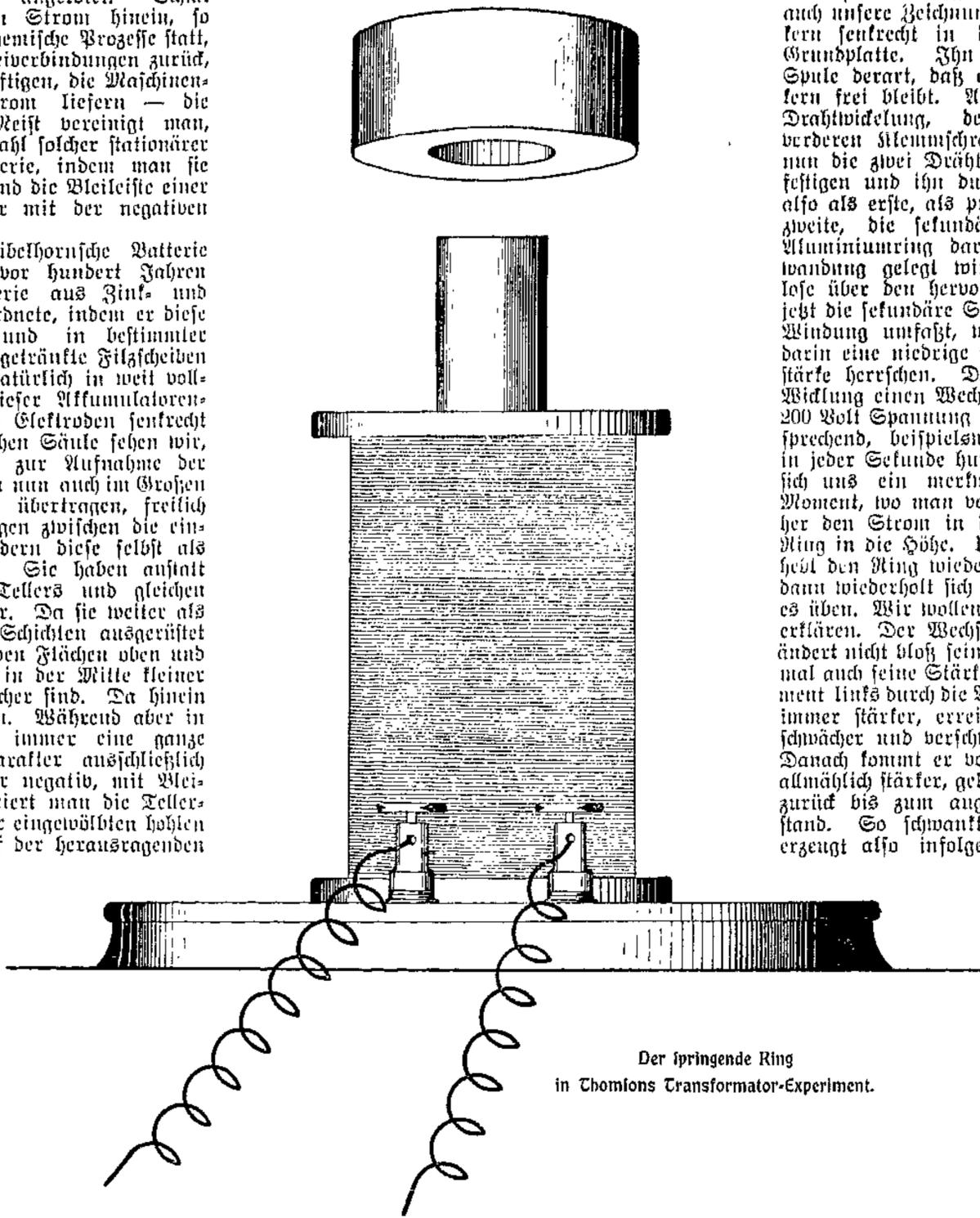
Aber Du hattest Dich ja vor mir verborgen; Du hattest es mir unmöglich gemacht, Euch zu unterstützen. Ich wagte nicht mehr, Euch zu suchen, zu tief fühlte ich Deine Verachtung. Ich habe schwer geblüht.

(Fortsetzung folgt.)

**Die Tribelhorn-Akkumulatoren-Batterie.** Die Akkumulatoren, mit denen man elektrische Energie aufzuspeichern vermag, sind heutzutage ziemlich beliebte Apparate, die man im Kleinen in Form der transportablen, wie auch im Großen als stationäre Batterien trifft. Ein solcher stationärer Akkumulator besteht meist aus einem viereckigen, mit Schwefelsäure gefüllten Glasgefäß, in das eine Anzahl rechteckiger Tafeln vertikal eintauchen. Diese, die Elektroden, sind imwendig gitterartige Bleiplatten, die man auf beiden Seiten durch chemische und elektrische Behandlung mit porösen Schichten überzogen hat; die eine Gattung, die positiven, mit braunem Bleisuperoxyd, die andere, die negativen, mit feinpulverigem grauen Blei. So hängen sie abwechselnd nebeneinander, außen sind alle positiven an einer, alle negativen an einer zweiten Bleileiste mittels Bleistreifen angelötet. Schickt man damit einen elektrischen Strom hinein, so finden an den Platten elektrochemische Prozesse statt, es bleiben deren Gase und Bleiverbindungen zurück, die nachher ihrerseits einen kräftigen, die Maschinenelektrizität erzeugenden Rückstrom liefern — die eigentliche Luffspeicherung. Meist vereinigt man, wie erwähnt, eine bestimmte Zahl solcher stationärer Akkumulatoren zu einer Batterie, indem man sie in Reihen nebeneinanderstellt und die Bleileiste einer positiven Platten-Gruppe immer mit der negativen der folgenden Zelle verbindet.

Ganz anders ist die Tribelhorn'sche Batterie eingerichtet. Ähnlich, wie vor hundert Jahren Volta seine galvanische Batterie aus Zink- und Kupferstücken als Säule anordnete, indem er diese Stücke übereinanderschichtete und in bestimmter Reihenfolge mit Schwefelsäure getränkte Filzschichten dazwischenlegte, hat man es, natürlich in weit vollkommener Weise, auch bei dieser Akkumulatoren-Batterie getan; man baute die Elektroden senkrecht übereinander. Bei der Volta'schen Säule sehen wir, daß sich besondere Glasgefäße zur Aufnahme der Säure erübrigten. Dies hat man nun auch im Großen auf die Akkumulatoren-Batterie übertragen, freilich nicht, indem man getränkte Lagen zwischen die einzelnen Elektroden brachte, sondern diese selbst als Träger der Säure ausbildete. Sie haben anstatt der Plattenform die eines Tellers und gleichen äußerlich einem flachen Trichter. Da sie weiter als Elektroden mit jenen porösen Schichten ausgerüstet sein müssen, tragen sie auf beiden Flächen oben und unten kreisförmige Rillen, die in der Mitte kleiner und nach außen hin umfangreicher sind. Da hinein streicht man dann die Schichten. Während aber in den bisherigen Akkumulatoren immer eine ganze Elektrode je nach ihrem Charakter ausschließlich positiv, mit Bleisuperoxyd, oder negativ, mit Bleipulver, formiert wurde, präpariert man die Teller-Elektroden stets oben, also in der eingewölbten hohlen Seite, mit positiver, unten, auf der herausragenden Spitze, mit negativer Schicht. Ferner sind bei allen ringsum am Rande innen Metallverstärkungen gleichmäßig eingegossen, die zum Aufbau der Batterie dienen. Dieser geschieht in folgender Weise. Auf den festen Fußboden stellt man geeignet konstruierte, mit Öl gefüllte Isolierkörper und darauf den ersten Teller mit der spitzen Spitze nach unten. Hier ist allerdings nur eine Schicht vorhanden, und zwar eine positive auf der oberen Seite. Die Metallverstärkungen dieses Tellers kommen senkrecht über die Isolierkörper, dann legt man je eine Glasugel darauf und über diese den zweiten Teller, der ja unten eine negative Schicht besitzt. Infolge der konischen Form taucht sie mit einem gewissen Abstand in den Hohlraum des ersten, in den man später Schwefelsäure gießt. Auf die Verstärkungen des zweiten bringt man wieder, stets über den Fußpunkten, Glasugeln und danach den dritten Teller. Die obere positive Schicht des zweiten setzt man wiederum unter Säure, in die die untere negative Seite des dritten Tellers taucht. So schreitet man mit dem Zusammenbau weiter fort bis zu einer bestimmten Höhe, und endlich fügt man eine letzte, nur unten negativ präparierte Elektrode ein. Wird die Batterie jetzt geladen, d. h. zum Zwecke der Aufspeicherung mit Maschinenelektrizität gespeist, so erhält der Strom durch die unterste und oberste Elektrode Zutritt; er fließt von der allerersten positiven Schicht durch die erste Säurelage nach der negativen des anderen Tellers, womit die erste Akkumulatorenzelle gebildet wäre. Der Strom geht durch das Blei des zweiten zur oberen positiven Schicht, nochmals

in der Säure zur nächsten negativen, dem dritten. Es entsteht hier wieder ein Akkumulatorenelement, usw., immer setzt sich eine solche aus der positiven Schicht einer Elektrode, der Säure und der negativen der nächstfolgenden zusammen. Die elektrische Verbindung von einem zum anderen besorgt das Bleimetall des Tellers. Zu der Ersparnis an Glasgefäßen gefügt sich dadurch eine andere, nämlich der Wegfall der zahlreichen Bleileisten und deren Verlötlung, womit sich die Wartung einer solchen Batterie sehr vereinfacht. Ähnlich wie die Ladung vollzieht sich natürlich auch die Entladung. Wie hoch man nun überhaupt eine derartige Batterie aufschichtet, hängt von der Betriebsspannung und Strommenge ab. Für 65 Volt Spannung kann man sie als eine einzige Säule von zwei Meter Höhe einrichten, bei 110 Volt



Der springende Ring in Thomsons Transformator-Experiment.

als zwei oder drei Säulen, auf jeden Fall begnügt sich aber eine solche Batterie mit einem geringeren Maß, als eine von gleicher Leistung der bisherigen Art.

**Mechanische Kräfte von Transformatorströmen.** Das interessante Experiment, das wir hier im Witbe wiedergeben, stammt von dem amerikanischen Elektriker Elihu Thomson und gründet sich auf besondere physikalische Vorgänge innerhalb eines Transformators. Unter dieser Bezeichnung versteht man bekanntlich allgemein in der Elektrotechnik einen Apparat, der dazu dient, einen elektrischen Strom von bestimmter Spannung in einen anders gearteten Strom von höherer oder niedrigerer Spannung umzuwandeln, und zwar ist dies nur mit Wechselströmen möglich. In seiner einfachsten Form kann ein solcher Transformator aus zwei Rollen bestehen, die jede für sich mit einem langen, mit einer isolierenden Umschichtung versehenen Kupferdraht umwunden sind. Die erste Rolle enthält als Längsachse einen Eisenstab, die zweite aber innen

eine weite Bohrung, in die die ganze erste Rolle hineingesteckt wird. Von ihr bringt man die beiden Enden des aufgewickelten Drahts zu einer Wechselstromleitung, die Enden der zweiten Spule dagegen läßt man frei; an ihnen kommt dann die umgewandelte Spannung zum Vorschein. Diese ist, sobald die Windungen der zweiten Spule dünner und zahlreicher sind als auf der ersten, höher, jedoch niedriger, wenn die Windungen dicker und an Zahl geringer sind. Im ersten Fall ist auch die Stromstärke der zweiten Rolle kleiner, im andern größer. Die eigentliche Uebertragung der elektrischen Energie zwischen den beiden gar nicht verbundenen Rollen kommt durch Induktion zustande, mit anderen Worten durch das Zusammenarbeiten von elektrischen und magnetischen, von der ersten Spule und ihrem Eisenkern ausgestrahlten Kräften. Einen einfachen Transformator in etwas abgeänderter Form gibt auch unsere Zeichnung wieder. Dort steht der Eisenkern senkrecht in der Mitte auf einer runden Grundplatte. Ihn umgibt eine längliche, runde Spule derart, daß oben ein Stück von dem Eisenkern frei bleibt. Auf der Spule erblicken wir die Drahtwicklung, deren Enden in den beiden vorderen Klammerschrauben münden. Da kann man nun die zwei Drähte einer Wechselstromleitung befestigen und ihn durch die Spule schicken, die hier also als erste, als primäre Windung, fungiert. Die zweite, die sekundäre Spule stellt ein samtiger Aluminiumring dar, der oben auf die Spulenwindung gelegt wird und mit seinem Hohlraum lose über den hervorstehenden Eisenkern paßt. Da jetzt die sekundäre Spule nur eine einzige, aber dichte Windung umfaßt, würde nach dem oben Gesagten darin eine niedrige Spannung, jedoch große Stromstärke herrschen. Doch wenn man in die primäre Windung einen Wechselstrom einleiten will von rund 200 Volt Spannung und diese, seinem Charakter entsprechend, beispielsweise seine Strömungsrichtung in jeder Sekunde hundertmal vertauscht, dann bietet sich uns ein merkwürdiges Schauspiel: In dem Moment, wo man von einem entfernten Ausschalter her den Strom in die Leitung sendet, springt der Ring in die Höhe. Unterbricht man den Strom und hebt den Ring wieder darauf, schaltet nochmals ein, dann wiederholt sich dasselbe Experiment, so oft man es üben will. Wir wollen versuchen, diese Erscheinung zu erklären. Der Wechselstrom in der primären Spule ändert nicht bloß seine Richtung, sondern damit jedesmal auch seine Stärke. Er fließt z. B. erst einen Moment links durch die Windungen, zunächst ganz schwach, immer stärker, erreicht die größte Intensität, wird schwächer und verschwindet einen kurzen Augenblick. Danach kommt er von rechts wiederum erst schwach, allmählich stärker, gelangt zum Maximum und wieder zurück bis zum augenblicklichen unelektrischen Zustand. So schwankt der Strom wechselseitig und erzeugt also infolge der Induktion in der sekundären Spule selbstverständlich auch einen Wechselstrom, dessen Takt aber nicht ganz derselbe ist. Wenn beispielsweise der primäre Strom in linker Richtung fließt und zur höchsten Stromstärke gelangt, im Begriff steht, zum kurzen neutralen Zustand herabzusinken, dann erst hat der sekundäre das Bestreben, in linker Richtung anzuzuwachsen. Er wäre dann auf der höchsten Stärke, gerade wenn der primäre momentan verschwunden ist. Man sieht, es würde hinter ihm stets zurückbleiben. Doch der sekundäre erzeugt sich selbst in seiner Spule ihm feindliche elektrische Kräfte, die ihn noch mehr zurückziehen. Die Folge davon ist, daß schließlich der sekundäre Strom fast immer genau das Gegenteil vom primären tut; zirkuliert dieser links mit anwachsender Stärke in seinen Drähten, dann fließt der sekundäre ebenfalls mit steigender Intensität gerade rechts. Die beiden zirkulieren sich fortwährend — bei der Schnelligkeit elektrischer Vorgänge vom ersten Moment an — entgegen. Nach dem Naturgesetz üben aber stets zwei sich entgegengesetzte Ströme eine abstoßende Wirkung aufeinander aus. Da wir nun in dem Ring eine große Stromstärke fanden und er nur lose auf der Spule liegt, kann man es leicht verstehen, wie die sich abstoßenden elektrischen Kräfte ihre Wirkung mechanisch äußern und, da selbstverständlich der Aluminiumring der leichtere Teil ist, ihn bei ihrer Abstoßung hochheben. —

k. h.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**